

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der Heilige Vater Papp Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 8 K — 2 Mt. — 8 Franken

Inhaltsverzeichnis:

Unsere Toten 241. — Ein einsam Grab 242. — Erster missionswissenschaftlicher Kursus zu Köln 244. — Religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei den Matumbi 246. — Schwarze Gauner 248. — Ein originelles Testament 250. — Des Kindes Opfer 251. — Die Söhne des Mondes 253. — Nachrichten des Th. W. De. 261.

Abbildungen: Glorreich ist der Tod fürs Vaterland 243. — Maori um Landbesitz streitend 253.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Ein Wohltäter unseres Hauses empfiehlt dem Gebete unserer Leser angelegentlich nachstehende zwei Anliegen: Schwere Seelen- und Körperleiden und ein langjähriges Anliegen; zwei unglückliche Ehen und den in denselben bestehenden Haß. Eine Leserin bittet um die Gebetshilfe, damit eine bevorstehende unglückliche Eheur „Ehe“ verhindert werde.

Dem Memento werden empfohlen: Grein, Frau U. Schweinschwaller; Lech-Mschau, Herr Josef Köpffe; Brixen, Frau U. Unterpertinger, sowie die beiden für das Vaterland gefallenen Herren F. F. Gendarmerie-Wachtmeister Franz Mair und Joachim Schwaibold.

Sabenverzeichnis (bis 6. Oktober 1916).

In Kronen.

Opferstod: Abtei, M. P. 10—; Andrian, Ung. 20—; Arab, F. P. 40—; Arams, Schul. 40—; Brixen, Hm. H. Fürstbisch. Dr. Fr. Egger 300—; F. T. 3—; Brühau, B. L. 1—; Dolberg, F. St. 150—; Eis, M. H. 4—; Freiburg, Kath. Miss. 5-71; Gloggnitz, F. L. 2—; Hall, Ung. 20—; Hochkreischam, N. M. 39-10; Immenstadt, M. P. 26-24; Zel. P. 6-16; Innsbruck, M. G. 4-30; Kärlisch, Fr. H. 66-62; Lech, F. N. 3—; Montan, P. T. 100—; Oberberg, T. D. 5—; Roben, F. N. 7-13; Reutte, M. B. 10—; Schaßbrünnmühl, M. S. 2-80; Sölden, H. R. 25—; Steyr, F. M. 1-06; St. Marein, M. M. 20—; St. Ulrich, T. H. 10—; Trient, Dir. B. 50—; Wels, F. N. 2—; Waidbruck, M. N. 10—;

Für hl. Meissen: Mherweiler G. F. 24-84; Mchhausen, M. B. 9-80; Bierpowitz, P. F. S. 385-71; Brixen, U. 2; U. 2; U. 7; Köln, M. St. M. 50-40; 24-50; Datteln, F. N. W. 9; Ettlingenweier, F. N. 14—; Fischen, M. M. S. 28—; Grieskirchen, P. Br.

102—; Haag, T. B. 20—; Hochkreischam, M. F. 4-90; Hockenheim, M. G. 59-64; Hohnsdorf, F. F. 42—; Klepsau, F. S. 8-40; Willand, M. N. 6—; Mühlschwald, M. T. 3—; Münstereifel, S. Co. 82-60; Messendorf, P. W. 520—; Pfunders, M. 8—; Regensburg, P. H. 2-80; Raas, M. N. 14—; Rech, M. W. 7; Sallauf, G. B. N. 39-20; Schidlberg, F. St. 6—; Sölden, H. R. 25—; Sonderdorf, M. D. 5-60; Waidbruck M. N. 40—; Weitental, Ung. 30—.

Zur Taufe von Heidentindern: Köln, R. St. M. 29— (Maria); Fischen, Fr. D. B. 29-40 (Maria); Grieskirchen, D. P. Br. 100—; Gufidam, Ung. 40— (Josef); Sonderdorf, M. D. 29-40 (Maria); Taufers, Sch. M. 2-118—.

Für Bischof Gener: Durch die Kath. Miss.: Freiburg 7-14.

Für das Werk des Erlösers: 166-30.
Erlös für Briefmarken: 438-40.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Himmelslichter. Zweite Reihe der Festtags-Gedanken. Von Dr. Karl Albrecht Vögele. 8^o (X u. 212 S.) Freiburg und Wien 1916, Herderische Verlagshandlung. 2 Mark 50 Pfennige; in Pappband 3 Mark 20 Pfennige. Das Buch läßt uns Blicke tun in eine neue Wunderwelt voll Leben und Liebe, voll Trost und Sonnenschein (vgl. die Oster- und Himmelfahrtsartikel). Während „Höhenblicke“ (2. u. 3. Aufl. 2 Mark 20 Pfennige; geb. 3 Mark oder 6 Mark), der erste Teil der Festtags-Gedanken, mehr für literarisch anspruchsvollere Kreise geschrieben schien, ist der zweite Teil der Festtags-Gedanken, „Himmelslichter“, für alle Volksschichten leicht verständlich. Diese Festtagsbetrachtungen sind in der Tat Himmelslichter, welche das Erdenleben verschönern und verklären, leuchtende Perlen im dunkeln Gewebe der Zeit, freundliche Grüße und Strahlen aus einer höheren Welt. — Das Buch ist ein lebendiges Sursum corda, eine Betrachtungstunft,

die ihre reizende Eigenart besonders auch darin bewährt, daß sie uns das aus Kindheitstagen Vertraute in eine neue feiliche Beleuchtung rückt, die zum Verweilen einladet“.

Lehre uns beten! Vollständiges Gebetbuch für katholische Christen von Bischof Joh. Mich Sailer. Nach der ersten Originalausgabe des Verfassers neu herausgegeben von Dr. Franz Keller. Mit 26 Bildern von Josef von Führich. 24^o (XVI u. 454 S.) Freiburg und Wien 1916, Herderische Verlagshandlung. Geb. in Leinw. mit Rotschnitt 2 Mark; in Leinw. mit Goldschnitt 2 Mark 50 Pfennige, in Leder mit Goldschnitt 3 Mark 20 Pfennige und höher. — Wie kaum ein anderes Gebetbuch hat das Sailerische im 19. Jahrhundert eine riesenhafte Verbreitung durch zahlreiche Auflagen in allen Kreisen des deutschen Volkes gefunden. Freilich, das Buch verdiente auch ein Liebling des Volkes zu werden. Es zeichnet sich aus durch



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 11.

November 1916.

XIX. Jahrgang.

Unfere Toten.

Ist die Drossel fortgezogen,
Fahl und kalt der Wald geworden,
O wie ist die Welt so stille,
O wie ist so grau der Norden!

(Weber, „Dreizehnlinden“.)

Wieder ist November; der dritte traurige Allerseelenmonat in dem blutigen Völkerringen. Vor mir liegt eine amtliche Verlustliste: welche eine unheimlich lange Reihe von Namen, deren einstige Träger ihr edles Herzblut für Heimat und Vaterland geopfert haben. Immer mehr wächst in einem Fache meines Schreibtisches die Zahl der Totenbildchen, — Andenken und Erinnerungszeichen an liebe Freunde und Bekannte, die alle den Heldentod fanden auf dem Felde der Ehre. Die Brust so manches Toten schmückt die Tapferkeitsmedaille, ziert das Eiserne Kreuz; ver-

dient hätten diese Auszeichnungen alle, denn sie alle haben mutig gestritten für das heilige Recht, für Heimat und Familie. — Nun ruhen sie aus von ihren Mühen und Leiden und harren dem Tage der Auferstehung entgegen. — Aber die Lieben daheim?

Da sitzen Vater und Mutter zu Hause und betrauern den einzigen Sohn.

„Sie hatten sich alles anders gedacht,
Die Arbeit hatte sie alt gemacht,
Den Vater gebeugt in eiserner Pflicht,
Der Mutter gewelkt das blasse Gesicht.“

(M. Weinand.)

Und nun warten sie, — warten sie vergebens auf die Rückkehr desjenigen, der ihr Stolz und ihre Freude gewesen, dem ihre ganze Liebe und Sorge galt von der Wiege an. Er wuchs heran, war die Hoff-

nung der ergrauten Eltern, denen er eine starke Stütze hätte sein können.

Da kam der 1. August 1914. Auf großen Plakaten liest man es, und von Mund zu Mund geht die Schreckensbotschaft: Krieg!!! Eine Träne sprach vom ersten Herzeleid. — Es wurde ihnen schwer, sehr schwer, — sie gaben ja ihr Einziges, aber sie gaben es mit einem starken Herzen. Ob sie sich vorbereiten wollten für eine noch schwerere Stunde? — Und diese sollte schon bald kommen. Schon in den ersten Kampftagen fiel der gute Sohn, der tapfere Soldat. Wie doch alles anders kommen kann! Nicht sie gingen ihm in die Ewigkeit voran, trotzdem sie bereits bei Jahren sind, nein, er zeigte ihnen den Weg in die Himmelsheimat. Und nun sind sie allein. Doch sie beten und hoffen auf ein Wiedersehen.

Da sitzt eine junge Mutter. Auf dem Schoße ein herzliebes Kind, das erst seit kurzem den Namen „Vater“ stammelt. Ach, den lieben Vater kann es nur rufen, es sah ihn nie: als es das Licht der Welt erblickte, war der Vater schon im Kriege, und nun freut sich derselbe seines Sprößlings droben in einer besseren Welt. Soll die arme Mutter weinen? Gewiß darf sie weinen, — das ist ein edler Schmerz, aber wenn sie das Kind an ihre Brust drückt, dann ist sie beruhigt, denn sie sieht in ihm ihre Hoffnung, ihren Trost.

Es ist ein allgemeines Trauern, und wir alle haben Grund, in die Klage des Propheten einzustimmen: „Hingeweggenommen hat der Herr meine Starke aus meiner Mitte, zerschmettert wurden meine Auserlesenen: darum weine ich und ist mein Auge tränennass; meine Kinder sind dahin, weil übermächtig war mein Feind.“ Die christliche Trauer fügt aber zu der Klage das Gebet um die Seelenruhe unserer Toten; denn wir wissen nicht, ob sie alle schon eingegangen sind in die ewige Ruhe. Man kann sie zwar mit den Märtyrern vergleichen, aber man darf sie ihnen nicht gleichstellen. Gewiß darf man festhalten, daß diejenigen, welche im Ausblick zu Gott heroisch ihrer Pflicht treu geblieben sind bis in den Tod und ihr Leben hingegeben haben aus Liebe zu Gott und aus Liebe zum Vaterland, eingehen werden in die ewige Ruhe. Aber wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß ihr Weg ins ewige Leben hindurchführt durch die Gefilde des Reinigungsortes, wo die letzten Unvollkommenheiten und Strafen noch getilgt und gebüßt werden müssen. Dort können wir sie auffuchen, dort sollen wir ihnen Hilfe bringen, indem wir für sie beten und sie Anteil haben lassen an unseren heiligen Kommunionen, an den vielen heiligen Messen, und ihnen so vergelten, was sie für uns getan. P.

Ein einsam Grab.

(Zum Allerseelemonat.)

Wohl kein Land der Erde gibt es, über welches das Heidentum einen so düsteren Schatten gebreitet hätte wie über das unglückliche Afrika. Man nennt es nicht umsonst den „dunklen“ Erdteil. Schwer, ja fast unmöglich scheint die Aufgabe, diesen

wilden Völkern das Licht des Glaubens zu bringen, ihnen Christentum und Sitte zu lehren, und doch haben die Missionäre dies scheinbar Unmögliche möglich gemacht, wenn auch um den Preis zahlloser Opfer, Leiden und Entbehrungen, ja unter Hin-

gabe ihres eigenen Lebens. Aber wann hat ein katholischer Priester ein Opfer, und sei es das schwerste, gescheut, wenn es galt, eine Seele zu retten?

Es war vor mehreren Jahren in einem Dorfe Westafrikas. Seit fünf Monaten weilte daselbst ein junger Missionär, dem der Befehl seines Obern dies Arbeitsfeld angewiesen — ein hartes Arbeitsfeld! Mit der Sprache des Landes nur teilweise vertraut und, da die nächste Missionsstation viele Stunden weit entfernt war, fast ohne menschliche Hilfe und Beistand mußte der junge Priester sein Werk beginnen. Gleich dem Heilande, der auch besonders die Kindlein zu sich lud, suchte er in den Herzen der kleinen Neger die Liebe zum Heiland und seiner reinsten Mutter einzupflanzen. Er wurde mit ihnen zum Kinde, er lebte ganz mit ihnen und für sie, und darum gaben sie sich ihm hin, voll und ganz. Welch süßer Trost war es für den jungen Priester, als er das erstmal ein Kindlein frug: „Wo wohnt der liebe Gott?“ und dieses mit beiden Händchen zum Himmel zeigte und den Namen „Jesu“ stammelte.

Aber anders war es bei den Erwachsenen. Aufgehört durch ihre Zauberer trat ihm die in fanatischem Heidentum versunkene Bevölkerung teils mit offenem Hass, teils mit schlecht verhehltem Mißtrauen entgegen; alle seine Versuche, sie für Jesus zu gewinnen, scheiterten an den arglistigen Ränken der Götenpriester. — Es ist nicht die Armut und die peinlichen Opfer, die sie fordert, es sind nicht die Leiden, die das Herz des Missionärs bluten machen, — sondern die erschreckende Tatsache, daß die Hölle alles aufbietet, um sein Werk zu hemmen und zu vereiteln. In Europa kennt man diese Qualen kaum, die

doch für den treuen Missionär härter und bitterer sind als selbst der Tod!

So litt auch P. Anton, — dies war der Name des jungen Priesters, — schmerzlich unter dem traurigen Bewußtsein, daß trotz all seiner Mühen und Arbeiten der Glaube in diesen verhärteten Herzen keine Wurzel fassen wollte. Stundenlang lag er oftmals in heißem Gebete vor einem Marienbilde



Glorreich ist der Tod fürs Vaterland!

auf den Anien, um von der Königin der Barmherzigkeit die Befehung dieser armen Neger zu erlangen und opferte durch die Hände Mariens sein Leben auch für das Heil seiner schwarzen Brüder — und Gott nahm das Opfer an.

Es war gegen Ende des Monats Oktober, als eine Seuche, die Blattern, im Dorfe ausbrach. Nach der grausamen Sitte dieses Landes wurden alle von ihr Befallenen in die nahen Wälder verjagt, wo sie ohne jegliche Pflege fast rettungslos dem Tode verfielen. Jene, deren starke Konstitution sie trotz alledem die Krankheit überstehen ließ, durften nicht früher zu ihren Angehörigen heimkehren, als bis sie vollständig genesen waren. P. Anton zögerte keinen Augenblick, diesen Unglücklichen zu Hilfe zu eilen. Versehen mit einigen Heilmitteln und vor allem mit dem zur Spen-

ding der hl. Taufe nötigen Wasser, eilte er in die Wälder, die, man möchte fast sagen, von nun an sein ständiger Aufenthalt wurden. Und was die Gesunden ihm versagten — Liebe und Vertrauen, — das schenkten ihm in vollem Maße die Kranken, die er trotz ihres ekelregen Aussehens mit heldenmütiger Aufopferung pflegte. Aber P. Anton sollte die Früchte seines Wirkens nicht mehr hienieden sehen, bald wurde auch er von der entsetzlichen Krankheit befallen. Es war ihm trotz aller Anstrengung nicht mehr möglich, seinen geliebten Kranken zu Hilfe zu eilen, und so lag denn der heldenmütige Priester einsam und verlassen auf dem Schmerzenslager, in einer armseligen Negerhütte mitten in der Wildnis. Niemand wußte von seiner Erkrankung; die durch seine aufopfernde Pflege gesund gewordenen Neger waren voll Freude zu den Ihrigen heimgekehrt, die armen Kranken aber warteten vergebens auf ihren geliebten Vater, der sie sonst so oft besucht und getröstet hatte. Niemand brachte dem sterbenden Missionär Linderung in seinen qualvollen Schmerzen, keine liebende Hand trocknete den Todesschweiß von seiner Stirne, kein Freundesmund sprach ihm Trost und Mut zu im letzten, schwersten Kampfe, keine Seele betete für ihn. Verlassen von allen sollte er sterben. Einige seiner getreuen Neger, die ihren Vater besuchen kamen, fanden ihn kalt

und tot, furchtbar entstellt durch die schreckliche Krankheit, aber mit einem seligen Lächeln in den verklärten Zügen, auf seiner armseligen Lagerstätte. Trotz des unbeschreiblichen Grauens, das die Neger vor dem Tode haben, konnten diese Getreuen es doch nicht übers Herz bringen, ihrem Wohltäter die letzte Ehre zu verweigern, und so begruben sie ihn still weinend neben seiner Hütte mitten im Walde. Kein Kreuz, keine Blume, kein Kerzlein zierte das einsame Grab, kein Gebet für die Seele dieses unbekanntes Märtyrers der apostolischen Liebe stieg zum Himmel empor; Gott wird ihr ein gnädiger Richter gewesen sein, denn — „was ihr dem Geringsten dieser meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“.

Das Leben und Sterben so manches Missionärs in Afrika gleicht dem soeben geschilderten: — einsam gelebt, viel gekämpft und gelitten, einsam gestorben. — O möchten wir aus der Ferne diesen heldenmütigen Glaubensboten, — die ja doch schwache Menschen sind wie wir, — zu Hilfe eilen, wie immer wir können, besonders aber durch unser Gebet; mögen wir ihnen beistehen in ihren Leiden und Kämpfen, in ihrem oft so verlassenem Sterben und endlich auch nach dem Tode, auf daß ihre Seele sich bald der ewigen Anschauung Gottes erfreuen möge. Mr. B.

Erster missionswissenschaftlicher Kursus zu Köln.

In der Zeit vom 5. bis 7. September tagte im Ursulinenkloster zu Köln unter dem Protektorate Sr. Eminenz des Herrn Kardinals Felix von Hartmann, Erzbischofs von Köln, der erste missionswissenschaftliche Kursus und nahm einen außerordentlich glücklichen Verlauf. Selten hat

ein katholischer theologischer Kursus solche Beachtung gefunden wie diese missionswissenschaftliche Veranstaltung, welche außer mehreren Bischöfen und zahlreichen Missionsprälaten noch nahezu 700 Priester vereinte. In den gediegenen Vorträgen bekundete sich so recht der eigenartige Cha-

rakter des Unternehmens. Nach einer kurzen Eröffnungsrede des hochw. Herrn Protektors erläuterte der unermüdete Vorkämpfer für die Missionswissenschaft, Prof. Dr. Schmidlin (Münster), die Bedeutung dieses neuen deutschen Missionszweiges an dem Beispiele des Weltkrieges. Was bisher unserem Heere die Überlegenheit über unsere Feinde gab, war nächst dem Beistand Gottes und der Tapferkeit unserer Soldaten die deutsche Kriegskunst; diese aber baute sich auf der Kriegswissenschaft auf. Ähnlich ist es bei der Missionswissenschaft, deren Aufgabe ist: Kenntnis der Missionstätigkeit, namentlich in der Gegenwart, Kenntnis der Gesamtentwicklung des Reiches Gottes auf Erden, Kenntnis ihrer Methodik, ihres Zieles und ihrer Normen, nach denen sich die gesamte Missionstätigkeit zu richten hat, sowie auch der Missionsmittel. — P. Schwager S. V. D. bespricht sodann in seinem Vortrage die feindlichen Maßnahmen kriegsführender Mächte gegen die Missionen und deren Folgen. So verlor die Orientmission durch die Vertreibung der französischen und italienischen Missionäre und Schwestern ein Personal von 2000 Köpfen. Die zahlreichen Anstalten wurden von der türkischen Regierung beschlagnahmt und in Kasernen, Schulen, zum Teil in Moscheen verwandelt. — Redner hob noch besonders hervor die Notwendigkeit, daß unter Beiseitelassung jeder politischen Betätigung die Missionäre einzig den Aufgaben ihres religiösen Berufes lebten, sowie daß man durch internationale Vereinbarung zu erreichen suche, daß in Zukunft nichtmilitärpflichtige, respektive vom Militärdienste befreite Missionäre die Fahrt in ein vom Kriege nicht betroffene Missionsgebiet machen könnten, ohne von einer feindlichen Macht behelligt zu werden. — In der Nachmittagsitzung wies Prof. Dr. Ditscheid (Koblenz) hin auf die

Bedeutung der Mission in der Schule; denn soll der Missionsgedanke Gemeingut des Volkes werden, so muß er in der Schule bereits liebevolle Pflege finden.

Am zweiten Tage des Kursus ergriff in der Morgenversammlung Bischof Henneemann, apostolischer Vikar von Kamerun, das Wort, schilderte in ergreifenden Worten die Leiden, welche der Krieg über seine Mission gebracht hat, und stellte dem Klerus die großen Aufgaben vor Augen, welche die kommende Zeit an ihn stellt: 1. Werbung neuer und zahlreicher Missionsberufe; 2. Beschaffung neuer Missionsmittel. — Das innige Verhältnis der Mission zur Heiligen Schrift, und zwar auch zu den Büchern des Alten Bundes (Buch Jonas insbes.), legte Dr. Meinertz (Münster) umfassend dar, während Prof. Dr. Wiglmir (Dillingen) anschließend daran einen Vergleich zog zwischen der altchristlichen und mittelalterlichen Mission mit der gegenwärtigen, wobei er u. a. auch ausführte, daß die geographische, kulturelle, sprachliche und nationale Einheit des damals zu bearbeitenden Gebietes die Missionstätigkeit bedeutend erleichterte. — P. Guonder S. J. verbreitete sich hierauf über die Heranziehung der Eingeborenen in der neuzeitlichen Mission, eine Frage, die den katholischen Klerus am meisten interessieren muß, weil sie den Fortbestand der Missionen überhaupt betrifft. Er wies namentlich hin auf die Nützlichkeit und Notwendigkeit eines einheimischen Klerus, beleuchtete aber auch die Gründe der Schwierigkeiten, die sich diesem Unternehmen in den Weg stellen. Der tiefste Grund liegt in der Forderung des Zölibats. Zwar wirken heute neben 4365 europäischen Missionären bereits 3797 einheimische und obliegen 5260 Alumnen dem vorbereitenden Studium, — allein die Schaffung bodenständiger Landesfir-

chen mit eigenem Klerus ist eigentlich noch nirgends erreicht. — Für die Religionslehrer an den höheren Schulen für die weibliche Jugend referierte Dr. Louis (Neuf), der betonte, wie hoch die Missionsförderung als Erziehungsmittel einzuschätzen sei, um die heranwachsenden Mädchen an den Ernst des Lebens zu er-

innern, und empfiehlt, nachdem P. Heinze O. Cap. (München) über die Missionspflege bei der studierenden männlichen Jugend Bericht erstattet hatte, auch für die höheren Mädchenschulen die Gründung von Jugendmissionsvereinen.

(Schluß folgt.)

Religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei den Matumbi.

Nach einem Berichte von P. Ambrosius Mayer in Ripatimu.

(Schluß.)

Eine solche Erzählung berichtet z. B. über die **Gottheit und ihr Volk**:

Hierzulande saß früher die Gottheit da unten (auf der Erde). Bisweilen veranstaltete sie einen Krieg, um zu kämpfen. Nach jedem Kampfe kehrte sie ohne alle Aufregung zurück. Da sprachen die Leute zu ihr: „Weshalb sterben deine Leute und du kehrt heim ohne dich aufzuregen?“

Die Gottheit antwortete: „Weil ich eine hochstehende Persönlichkeit bin, kann ich mich nicht aufregen. Wenn ich ergrimmen würde, müßte mein ganzes Land zugrunde gehen.“

Da fragten die Leute: „Warum soll das Land zugrunde gehen?“ Die Gottheit erwiderte: „Früher war dieses Matumbi-Land flach und ohne Berge und ohne Steine wie das Land von Kilwa. Eines Tages aber war die Gottheit zum Kampfe ausgezogen und wieder heimgekehrt, aber ingrimmig. Da sah sie das ganze Land zerrissen und mit Bergen und Tälern durchzogen. Sie schuf Höhlen aus Stein, Täler für die Wasser, Bäume zum Versteck für die Leute. Kam nun ein Krieg, da kämpften die einen, und die anderen flohen in die Wildnis und versteckten sich in den Höhlen. Sehet also, ich war ergrimmt und es entstanden die Täler.“

Dann zog die Gottheit in die Höhle. Sie gab ein Bierfest und lud die Leute dazu

ein; auch schlachtete sie Kinder und Ziegen. Sie ließ aber die Gäste belauschen und vernahm ihre tieffinnlichen Wünsche. Sie gab diesen Wünschen das nächstmal nach und ließ die Gäste wieder belauschen. Da vernahm sie deren undankbare Lästerungen und sagte: „Ich habe große Veranstaltungen getroffen, aber die Leute sind unzugänglich.“

Weitere Erzählungen seien kurz skizziert.

Die Gottheit wohnte früher als großer Mann mit seinen Sklaven auf Erden im Lande der Matumbi zu einer Zeit, wo es noch keine Berge gab. Nungu führte seine Kaufhändler wie jeder andere Matumbi-Mann, ohne sich jemals bei den Kämpfen über den Verlust von Sklaven zu ärgern, ein einziges Mal ausgenommen. Später verlegte er seinen Wohnsitz in die Höhe, wohin auch die Leute auf Einladung ungehindert kommen konnten und von wo sie wieder zurückkehren konnten. Der Weg führt dorthin durch dichten Busch. Eine andere Auffassung denkt sich das Aufsteigen zur Gottheit ähnlich wie das Aufsteigen der Spinne an ihrem eigenen, selbstgewobenen Faden. Wenn die Töchter Gottes zu den Menschen herabsteigen, so haben sie ihren Faden. Dort oben veranstaltet die Gottheit auch ihre Biergelage mit Festessen von Hühnern, Ziegen und Rindern.

Nungu hat auch ein Weib und zwei Söhne. Diese müssen aber ihre Weiber auf Erden suchen und dies spielt sich genau so ab wie jede andere Heirat bei den Matumbi, nur daß der Schwiegervater der Göttersöhne zur Erdengottheit wird.

Die Töchter der Gottheit sind auch auf Menschenöhne angewiesen und nehmen ohne weiteres mit den Sklaven eines reichen Mannes vorlieb. Sie betrügen den Schwiegervater, der aber dafür Hilfe weiß.

Auf gewalttames Bestürmen eines Menschen hin gibt die Gottheit nach vorausgegangenen Warnungen wohl nach, ist aber dann unerbittlich, wenn die Folgen der menschlichen Kurzsichtigkeit eintreten.

Die Wohnung da oben bei der Gottheit ist ganz wie bei einem Matumbihause; es gibt Kochtöpfe aller Art, Biergeschüßeln, Rindenschachteln usw. Auch sonst ist alles so eingerichtet wie auf der Erdo. Nur Wasser scheint es keines zu geben, denn der Regenbogen bildet die Straße, auf der Gott niedersteigt, um Wasser zu trinken.

Nungu beauftragte einmal den Marota, als Beweis seiner Überlegenheit einen Menschen zu schmieden und schickte ihm hiezu ein Stück Eisen zu. Darenin solle er eine Hauchseele schmieden und alles, was zum Menschen gehöre. Der Marota sagte, das könne er schon, nur müsse er hiezu noch einen Hammer haben, ferner Wasser, damit der Mensch auch weinen könne, endlich Kohlen und Augenwimpern. Auf diese tiefsinnigen Worte hin glaubte die Gottheit ohnweiters an die Überlegenheit des Marota.

Eine dem Sündenfalle ähnliche Erzählung ist folgende:

Ein armer, nur mit einem Lendentuche bekleideter Fischer wurde von einem Vogel weit übers Meer getragen und an einem Ufer niedergesetzt. Da finden ihn die Skla-

ven eines reichen Weibes und melden es ihr. Das Weib ist hocherfreut, macht ihn sofort zu ihrem Gemahl und bekleidet ihn mit allen vornehmen Matumbi-Gewändern. Sie macht ihn aber auch aufmerksam, daß nebenan ein verschlossenes Haus sei, das er nie öffnen dürfe, um zu schauen, was darin ist. Wenn er sich vermessen würde, die Türe zu öffnen, so verliere er alles und falle in die alte Armut zurück. Zehn Jahre lang hält der Mann das Verbot, dann aber will er doch einmal der Neugier nachgeben. Das Weib hindert ihn daran drei Tage lang; am vierten aber machte es einen Besuch bei seinen Freundinnen; der Mann benützt diesen Umstand, öffnet die Tür und findet darin alle Ahnen zusammengesperrt. Das Weib kommt zurück, ist ganz bestürzt und stellt den Mann zur Rede. Dieser schützt Eifersucht vor; er habe gemeint, das Weib habe darin noch andere Männer neben ihm. Da nimmt ihm das Weib die schönen Kleider, gibt ihm wieder den alten Fegen und weist ihn von sich. Der Erzähler fügte zu dieser Geschichte noch tiefsinnig und zerknirscht hinzu: „Es ist wahr, wir Matumbi sind Leute ohne Tugend.“

Sehr auf Matumbi-Gebräuche zugeschnitten ist die Gottheit in lumo XLI; dieselbe hatte eben einen ganz hervorragenden Matumbihäuptling zu Gast gehabt und hatte den Heimkehrenden neuerdings höflichst eingeladen, am nächsten Viertage wieder zu erscheinen. Diesmal aber schickte der Häuptling seine Söhne. Die Gottheit aber verletzte das Gastrecht in schmachlichster Weise. Statt eine ordentliche, den Häuptlingsöhnen würdige Mahlzeit vorzubereiten, gab es am ersten Tag des Trunkes nur Gemüse, was die Matumbisprößlinge natürlich mit Verachtung zurückwiesen. Erst am zweiten Tag schlachtete die Gottheit ein paar Kinder,

und sie war ziemlich ungehalten, als der jüngste Häuptlingssohn äußerte, die gestrige Behandlung würde er seinem Vater erzählen. Um dem Frechling den Mund zu stopfen, ließ die Gottheit auch am dritten Tage schlachten, und zwar drei Rinder nebst vier Ziegen. Der Bursche aber berichtete doch von der Gemüseaffäre am ersten Trinktage, was den Vater derart erbitterte, daß er die Gottheit wegen schlechter Behandlung seiner Herren Söhne gelegentlich einer Biereinladung beim Matumbi-Obergerichte verklagte und den Gemüsebrei ohne weiteres so deutete: „Die Gottheit hat ohne Zweifel meine Söhne durch Schadenzauber umbringen wollen“, was dem Herrn Oberrichter auch sofort einleuchtete und er das Urteil sprach: „Laßt Eure Freundschaft fahren!“ Und so geschah es: sie gaben ihre Freundschaft auf, deshalb, weil die Gottheit die Söhne eines Matumbihäuptlings als Gäste bei einem Bierfeste geringschäßig behandelt hatte.

Schluß.

Wenn wir diese Anschauungen zusammenfassen wollen, so können wir etwa sagen:

Die Schwarzen kennen einen Gott als Schöpfer aller Wesen. Sie machen sich aber keine Vorstellung von ihm. Er ist gut und tut den Menschen nichts zu leide, darum braucht man sich um ihn auch nicht viel zu

kümmern. Die Matumbi dichten ihm auch sehr menschliche Züge an, ähnlich wie die Griechen ihren olympischen Göttern.

Dagegen gibt es viele Geister, sowohl abgechiedene Menschenseelen wie andere Geister der verschiedensten Art. Diese können den Lebenden viel schaden und darum muß man sich mit ihnen auf guten Fuß stellen. Man kann sie durch Opfer besänftigen und günstig stimmen. Man kann sich gegen sie jedoch auch durch allerlei Schutzmittel sichern. Dazu bedarf man aber immer der Vermittlung der Priester oder Zauberer (und der Paten, die gleichfalls im häuslichen Leben eine wichtige Rolle spielen), deren Anordnungen man gewöhnlich mit der größten Gewissenhaftigkeit nachkommt.

Was das sittliche Bewußtsein betrifft, so kann man nicht leugnen, daß sie im allgemeinen auf einer tiefen Stufe stehen und in Sinnlichkeit versunken sind. Dennoch mangelt ihnen die Fähigkeit keineswegs, zwischen gut und böß zu unterscheiden. Sehr beachtenswert ist in dieser Beziehung die Hochschätzung der Unschuld bei den Wahehe. Man kann auch oft beobachten, daß die Neger bei ihrer Bekehrung zum Christentum und auch die Heiden, wenn sie belehrt werden oder wenn man ihnen ihre Schlechtigkeiten vorhält, unbedingt zugeben, daß ihre Handlungsweise schlecht oder sehr schlecht gewesen sei.

Schwarze Gauer.

Leute, die dem Unglauben huldigen, sind immer auch voller Aberglauben. Das beweisen zur Genüge unsere europäischen Großstädte. Aber auch auf das Land hinaus hat das unzertrennliche Paar Unglaube und Aberglaube schon seinen Weg zu finden gewußt. — Ähnlich geht es auch in Afrika zu unter den ungläubigen und

abergläubischen Negerstämmen. Nur in etwas anderer Form. Überall gibt es da schwarze Gauer, oder wie sie sich nennen: Zauberer, Regenmacher, Medizinmänner usw. Sie werden von ihren eigenen Stammesgenossen wie auch von fremden Leuten hochgeachtet und gefürchtet zugleich, weil sie es wie nicht leicht ein zweiter verstehen, in

der mannigfaltigsten Weise dem Publikum das Geld aus der Tasche zu locken. Je mehr einer dieses einträgliche Geschäft versteht, desto mehr Ansehen, Ruf und Respekt genießt er.

Etwa sechs Stunden von unserer Station Pandagani wohnt ein solcher Zauberer und Regenmacher, dessen Viehreichthum schon auf 2000 Stück Großvieh angewachsen ist. Jedes Jahr wird er von neuem gebeten, Regen zu machen, und erhält für seine Mühe 20 bis 30 Stück Rinder. Oft geschieht es nun, daß trotz der Kunst des Mannes kein Regen kommt, obgleich ihm die Ortschaft, die um Regen fleht, eine schöne Anzahl Kühe als Honorar geliefert hat. Der Wind dreht sich eben auch in Afrika hin, wo er will, und die Wolken ziehen, wohin es ihm beliebt. Dann erklärt der schlaue Schwarze mit launiger Miene, sie sollten ihm sechs fette Ochsen bringen. Bis aber die Ochsen an Ort und Stelle sind, hat es wirklich schon geregnet, vielleicht sogar schon öfter, was ja in der Regenzeit kein Wunder ist. Und doch glauben die betrogenen Neger bombenfest daran: wenn der Regenmacher nicht will, wie er z. B. in der Trockenzeit vom Mai bis Oktober nicht will, weil er, wie sie sagen, während dieser ganzen Zeit schlecht gelaunt ist, so fällt kein Tropfen Regen.

Die Welt will betrogen sein — auch die afrikanische.

Um Pandagani spielt noch ein anderer schwarzer Gauner eine große Rolle, dem es weniger um Rinder zu tun ist und der schon mehr die klingende Münze schätzt. Gegebenenfalls verschmäht er es auch nicht, den Regen zu machen und Vieh dafür entgegenzunehmen. In der Regel aber wirkt er nur als *Dwana mganga*, d. h. als Herr Doktor oder Arzt, und hat als solcher eine große Praxis. Mancher fängt zwar hier freilich schon an, an seinem *Sokuspokus*

ernsthaft zu zweifeln. Allein die Dummen werden nicht alle und so auch jene nicht, die ernst und steif an seine Quacksalbereien glauben. In diesem Punkte ist der Neger schwer zu heilen. Erst wenn er es greifbar vor Augen hat, daß der heidnische Wunderdoktor nicht erreicht, was er will, erst dann bequemt sich der Kranke, zur Mission zu gehen oder einen europäischen Arzt aufzusuchen. Weil es aber dann nach Anwendung all der abergläubischen Mittel mit der Krankheit meist schon soweit gekommen ist, daß eine vollständige Heilung meist ausgeschlossen bleibt, so ist es notwendig, immer gleich anfangs das Vertrauen der Schwarzen zu gewinnen.

Ich will nur ein Beispiel anführen, was Aberglaube und Einbildung vermögen: Die Frau eines schwarzen Lehrers, *Moisia* mit Namen, also eine Christin, von der man schon mehr Verständnis hätte erwarten sollen, klagte eines Tages über Rücken-, Seiten-, Kopfschmerzen, franke Augen usw. Auf Bitten ihres Mannes sandte ich ihr mehrmals Medikamente, auch Decken, um Wickel zu machen. Was tat sie? Sie warf die Arzneien hinter die Hütte und befolgte von allen meinen wohlwollenden Anweisungen keine. Sie wollte unbedingt bei einem schwarzen Wunderdoktor ihr Heil versuchen, zu dem sie schon als Kind das größte Vertrauen gehabt; der allein könnte sie heilen. Gesagt, getan.

Eines schönen Tages gingen die beiden Eheleute zu dem 2½ Stunden entfernten Zauberdoktor. Das erste war, daß der Gatte für sein krankes Weib 2 Rupien bezahlen mußte. Ferner mußte *Moisia* einen ganzen Tag zur näheren Beobachtung beim Herrn Doktor zurückgelassen werden, bis es möglich sein würde, zu sagen, was ihr eigentlich fehle. Der Lehrer ging für heute um seine Ehehälfte und um 2 Rupien leichter geworden nach Hause.

Als am folgenden Tage der Lehrer wiederkam, um sich nach seiner Frau zu erkundigen, war sie vollständig gesund. Der schlaue Doktor hatte nämlich die Krankheit der eher eingebildeten und eigensinnigen als kranken Moisia bald entdeckt. Durch Ansetzen eines gewaltigen Schröpfkopfes, bestehend aus einem alten Kuhhorn, hatte der Zauberer aus der Brust der vermeintlich schwerkranken Frau ein Stück Knochen von einer Kuhrippe herausgezaubert. Das war also die bössartige Krankheit! Moisia atmete auf und fühlte sich ganz wohl. Bei wie vielen Patienten des Wunderdoktors mag die ganze Krankheit schon in dieser ausgedienten Kuhrippe bestanden haben! Und alle hatten es geglaubt und waren geheilt fortgegangen.

Als ihr Mann eintrat, hielt die überglückliche Moisia den Knochen in beiden

Händen und präsentierte ihn ihrem noch glücklicheren Gemahl. Beide hätten Gist darauf genommen, daß Moisias Krankheit nur in diesem Knochensplitter bestanden hatte. Schwerlich hatte ihn das Weib mit der Hühnersuppe verschluckt, die ich ihr vor dem zur Aufbesserung ihrer schwachen Nerven in ihre Hütte hatte senden lassen. Vor Freude darüber, daß sie nun gesund wäre und eine Rippe weniger, und noch dazu eine Kuhrippe, weniger hätte, beglich sie oder vielmehr ihr Mann ohne Zanken und Feilschen die ansehnliche Rechnung des Gaunerdoktors und beide machten sich dann wohlgenut auf den Heimweg, bis eines von ihnen wieder einmal eine Kuhrippe — oder vielleicht auch eine Eselsrippe — verschluckt haben würde. Einbildung macht stark — aber auch dumm!

(„Missionsblätter von St. Ottilien.“)

Ein originelles Testament.

In einem Briefe einer weißen Schwester von Kasongo (oberer Kongo) finden wir folgenden rührenden Zug:

„Ich fand kürzlich eine brave Frau ganz in Tränen aufgelöst. Auf mein Befragen erzählte sie mir in einigen Minuten alle ihre Kummernisse:

„Siehst du, Mutter,“ sagte sie zu mir, „mein Mann ist vorgestern gestorben. Er entschlief in der Liebe des Herrn, nachdem er gebeichtet und die heilige Wegzehrung empfangen hatte. Unaufhörlich rief er die allerseligste Jungfrau, unsere liebe Mutter, an. Vor seinem Hinscheiden ließ er durch einen des Schreibens Kundigen einen Brief schreiben und in diesem Brief heißt es wie folgt:

„Alles, was ich besitze, habe ich von meinem Gott und meinem König. Ihm muß ich es wiedererstaten, deshalb ist dies mein

letzter Wille: Der allerseligsten Jungfrau, meiner Mutter und Königin, deren Kapelle auf dem nahen Hügel steht, vermache ich ein Kalb, das einzige, das ich besitze. Meinem Erlöser Jesus Christus vermache ich meine Kuh, die einzige, die ich besitze. Sie soll der großen Kirche gehören für die Priester, die darin predigen und Beichte hören. Meiner Frau vermache ich meine zwei Ziegen, damit sie davon leben könne; denn sie war stets mein treues Weib und hat mich in meiner Krankheit so gut als möglich gepflegt. So mein letzter Wille, ehe ich in Gott entschlafe.“

So steht es in dem Briefe, liebe Mutter; aber jetzt kommen allerlei Verwandte, die nie geholfen haben, und wollen mir die Tiere wegnehmen und so unseren Heiland und seine heilige Mutter berauben. Vere doch für mich, ich bin sehr unglücklich.“

Zu meiner großen Freude kann ich beifügen, daß nach Feststellung der Echtheit des Schreibens, sowie der vollen Willens-

freiheit des Erblassers der letzte Wille des Verstorbenen auch pünktlich vollführt wurde.“

Des Kindes Opfer.

Glänzend strahlte die Sommer Sonne über die üppigen Felder. Hurtig ging P. Josef auf der noch taufeuchten Straße dem Dorfe zu; was mochte er wohl heute alles für seine arme Mission gewinnen? Gott sei Dank, hatte er in den vergangenen Tagen ein hübsches Stämmchen zusammengebracht und freute sich jetzt im stillen über das viele Gute, das er damit zu wirken gedachte. Gottes Segen ruht auf jedem Heller, den mitleidige Hände für die armen Heiden geben; das hatte er schon öfter erfahren, und dankte Gott Tag für Tag von ganzem Herzen dafür, zugleich inständig bittend, es möge der liebe Heiland recht vielen das Herz erschließen und sie erkennen lassen, welche Seligkeit im Spenden von Liebesgaben für die armen Heiden verborgen ist. — Voll Hoffnung kam er ins Dorf; und wirklich, er hatte es nicht zu bereuen, daß er den weiten Weg gemacht.

Gemüthlich plaudernd sitzt er am Abend mit dem Herrn Pfarrer zusammen und erzählt ihm von seinem Missionsleben; da klopf es sachte an die Thür und auf das kräftige „Herein“ des Pfarrherrn erscheint dessen bejahrte Mutter unter der Thür. „Bitte um Entschuldigung wegen der Störung, aber hier ist ein Brieflein vom Herrn Baron an den Herrn Vater.“ Grüßend verläßt sie das Zimmer; der Missionär aber durchfliegt die wenigen Zeilen: er soll morgen früh auf das Schloß kommen, wenn es ihm lieb ist. Der Herr Pfarrer kennt den Baron als guten, werktätigen Katholiken und macht dem prie-

sterlichen Freund große Hoffnung auf reichliches Almosen; das ist diesem natürlich lieb und so verbringt er vergnügt den Abend in heiterem Gespräch.

Der Empfang beim Baron war sehr herzlich; der gnädige Herr interessierte sich sehr für die Sache des Vaters und wurde von ihm ganz für dieselbe gewonnen. Einen Freund und Wohlthäter mehr wollte der Glaubensbote eben mit einem reichen Geschenk das Schloß verlassen, als die Amme hereintrat und meldete, daß Klein-Marietchen ebenfalls den hochwürdigen Herrn zu sprechen wünsche. Der Vater erlaubte es und bald kam das fünfjährige Kind angetrippelt. In kindlicher Unbefangenheit küßte es dem geistlichen Herrn die Hand und fragte dann den Papa, ob es dem Vater etwas geben dürfe. Lachend meinte der alte Herr: „Du wirst eher viel geben können, mein Kind; was hast du denn für den Vater?“ Etwas entmutigt durch diese Worte erzählte die Kleine schüchtern, wie sie gestern mit der Amme den Vater von der Not der armen Heiden erzählen gehört habe. — Als er so inständig um Hilfe ersucht, habe sie nicht gewußt, was sie tun könne; diese Nacht nun habe ihr geträumt, daß sie ihre schöne neue Puppe dem Vater geben solle, damit er sie mitnehme. Und nun bat sie Papa um die Erlaubnis dazu: es war ihr liebstes Spielzeug gewesen. — Tränen trofen den beiden in die Augen, Marietchen aber war glücklich, die Puppe geben zu dürfen. Was sollte man mit derselben anfangen? Um das Kind nicht zu betrüben, nahm sie der

Vater an; für seine Zwecke schien sie keinen Wert zu haben, aber er nahm sie doch mit und verpackte sie mit den übrigen Gaben der Leute . . .

Ein halbes Jahr ist seitdem verfloßen; im heißen Afrika waltet P. Josef bereits wieder seines mühevollen Amtes; die vielen mitgebrachten Sachen haben ihm viele Herzen eröffnet und getrost schaut er in die Zukunft. Eines Tages sucht er wieder in seiner Kiste nach, ob er für ein armes Kind noch etwas finde, das drüben bei den Schwestern krank darniederlegt. Nur die Puppe ist noch da und so bringt er sie ins Krankenzimmer. Es war eines jener niedlichen Stücke, wie sie die Kinder bei uns zu Lande so gerne sehen. Der Missionär war gespannt, welchen Eindruck das auf seine kleine Schwarze machen würde. Kaum hatte diese das schöne „Kind“ gesehen, brach sie schon in lauten Jubel aus. Das erregte die Neugierde der übrigen Kranken und bald drängte sich jung und alt heran, das weiße Kind zu sehen und seine Versuche mit ihm zu machen; es mußte die Augen öffnen und schließen, mußte weinen und wieder ruhig sein. Staunend standen die Kinder der Wildnis vor diesem Wunderkind; aber ihre Bewunderung wuchs und wollte kein Ende nehmen, als sie sahen, daß das „Kind“ den ganzen Tag bei ihnen blieb und doch keine Nahrung zu sich nahm, daß es nicht müde und ungeduldig wurde, wie die kleinen Mohrenbübchen, sondern immer sich selbst gleich blieb.

Die Kunde von dem Unerhörten eilte von Mund zu Mund; am Abend bereits kamen einige Mütter, das wunderbare Kind zu sehen, am andern Morgen war der Andrang der Besucher noch größer und im Laufe des Tages wurde das Zimmer nicht mehr leer, so zahlreich kamen sie. Immer weiter drang der Ruf von dem

herrlichen Kindlein, das von Tag zu Tag wunderbarer erschien: aus weiter Ferne strömten die Leute herbei, um es zu sehen und ihre Versuche mit ihm anzustellen. Dabei lernten sie auch das Glück der Neugeborenen kennen, sahen das geordnete Leben derselben unter der Obhut der Missionäre, und bald hier, bald dort regte sich der stille Wunsch, es auch so zu haben. In kurzer Zeit schon hatte P. Josef eine schöne Anzahl von Leuten aufgeschrieben, die alle in den Unterricht kommen und auch Christen werden wollten. Ihre Zahl wurde immer größer, so daß bald eine blühende Gemeinde entstand. Dies hatte das Opfer der kleinen Marie bewirkt!

Und die Wohltäterin selbst? — Bereits seit einiger Zeit schon kränkelte sie dahin: alle Mittel der Ärzte waren vergebens. Immer bleicher wurde das Kind, immer durchsichtiger die blassen Wangen, immer näher kam für die besorgten Eltern der Tag, an welchem sie ihren kleinen Engel verlieren sollten. Gleichzeitig war mit dem Kinde eine ganz auffallende Veränderung vor sich gegangen: seitdem Marie das Opfer gebracht und ihre Puppe aus Liebe zu den armen Heiden hingegeben hatte, war ein eigentümlicher Ernst ins kleine Kindesherz gezogen. Still und ruhig ging sie ihren Spielen nach, jeden Wunsch der Eltern wie der Dienerschaft erfüllte sie mit Eifer, und wurde von Tag zu Tag allen im Schloß stets lieber. Immer und immer wieder erkundigte sie sich bei Papa um P. Josef und seine Heiden, und wenn wieder einmal eine Nachricht von ihm eintraf, war sie ganz selig. Schließlich kam der von den Eltern so sehr gefürchtete Tag: ein verklärtes Lächeln auf den Lippen, ging sie hinüber in die himmlische Heimat. Traurig standen die Eltern am kleinen Sarge und sahen ihr teures Kleinod in die Gruft sinken. Doch ein großer Trost

sollte ihnen noch zuteil werden. Unter dem kleinen Nachlaß des Kindes fand sich auch ein Brieflein, das mit zitternder Hand geschrieben, dessen Testament enthielt. Alle seine lieben Sachen, seine schönen Kleidchen

um die Kleine gebetet, das traf ein. Drei Wochen nach dem Begräbniß kam Karl, der, bisher ein verlorener Sohn, seinen Eltern zahllose Tränen gekostet, ganz umgewandelt zurück und ward wirklich von



Maori um Landbeißig streitend.

und was es sonst noch von den Eltern erhalten hatte, wollte Klein-Marie den armen Negerkindern vermachen, wenn die Eltern es erlaubten: dazu kam noch die hübsche Summe von 190 K, die es insgeheim erspart hatte. Noch mehr! Am Schlusse des Briefchens hieß es: Ich werde sterben, ich habe den lieben Gott darum gebetet: aber Bruder Karl wird zurückkommen und euch viele Freude bereiten: ich habe zum lieben Gott für ihn gebetet. — Und wor-

jetzt ab die Freude seiner Eltern. Diese aber wurden in der Folge noch größere Wohltäter der armen Heiden: denn die Schilderung der Not derselben durch P. Josef war der Anfang ihres Glückes geworden. Ein kleiner unschuldiger Engel betete im Himmel für die guten Eltern und ein reuiger Sohn trug dieselben fortan in Liebe und Verehrung gleichsam auf den Händen. Ja, Wohltun bringt Segen!
B.

Die Söhne des Mondes.

Von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

Ich nahm ein Fernrohr vom Tische und betrachtete mir die Schwarzen, deren Zahl ungefähr 300 betragen mochte: Nabuga

stand in ihrer Mitte und sprach erregt auf sie ein. Ihre Anzahl sowie ihre bedenkliche Nähe ließen mich Hunger und Müdigkeit

vergessen; ich machte Grey abermals aufmerksam auf die Größe der Gefahr und daß es höchste Zeit wäre, sich in Verteidigung zu setzen. — Lächelnd entgegnete dieser: „Sie haben recht; die Kerle sind wirklich schon in einer etwas unheimlichen Nähe. — Wartet, ich werde euch eine Lektion geben!“ — Ich hatte mein Gewehr fester umfaßt, doch mein Amerikaner meinte: „Lassen Sie Ihr Gewehr vollständig beiseite, ich besitze gründlichere Mittel, um uns diese Herren vom Leibe zu halten. — Geben Sie mal Obacht!“ Damit trat er in das Zelt und brachte eine Art Magnesiumlampe mit sich. Ich war sehr begierig, was er damit beginnen würde. Mit aller Gemütsruhe entnahm er seiner Tasche ein Streichholz, entzündete dasselbe an seiner Hose und brachte die kleine Flamme dem Magnesium nahe, das alsbald Feuer fing. Nun schleuderte er den brennenden Körper mit aller Gewalt gegen den schwarzen Haufen. Während des Wurfes entwickelte sich das leuchtende Geschoß zu einer mächtigen Flamme, und als es mitten unter den Schwarzen auffiel, da erfolgte ein so furchtbarer Krach, daß er einem gewaltigen Donnerschlage nicht im mindesten nachstand. Das kleine Tal war in eine dichte Rauchwolke gehüllt. — Erschreckt und todbleich waren meine Gefährten aus der Hütte geeilt, während unsere Blicke auf die Rauchwolke gerichtet waren. Es dauerte einige Minuten, bis die Wolke verschwand, — aber welcher gräßlicher Anblick bot sich unseren Augen dar! — Der Platz war bedeckt mit Leichen und Verwundeten, während die anderen heulend vor Schreck in wilder Flucht davonstürzten.

„Was für ein Höllenwerkzeug!“ rief ich ganz betroffen von dem, was ich sah. — „Das brauch't's aber auch; denn sollen meine astronomischen Beobachtungen gelin-

gen, so muß ich unbedingte Ruhe haben. Nach der heutigen Lektion wird es gewiß kein Schwarzer mehr wagen, den Zorn des Mondes herauszufordern,“ entgegnete Grey, worauf er uns auf die Bitte des Leutnants hin das Wesen seiner Verteidigungswaffe erklärte. — Nachdem er mit seinem Vortrage zu Ende war, schlug ich vor, einmal nach den Verwundeten zu schauen, und stieg, da es keiner der Mühe wert erachtete, sich um die Schwarzen zu kümmern, schließlich allein zu ihnen hinab. Was ich da sah, machte mir wirklich das Blut in den Adern erstarren. Der Boden war getränkt mit dem Blute von mehr als zwanzig Schwarzen, deren Leiber furchtbar verstümmelt waren. Bis auf einen einzigen waren alle tot. Dieser eine blutete aus zahlreichen Wunden und schrie laut vor Schmerz, doch belehrte mich ein genaueres Untersuchen seiner Wunden, daß er bei sorgfamer Pflege wieder genesen könnte. Ich lud ihn mir deshalb, ohne viel Federlesens zu machen, auf meine Schultern, um ihn nach unseren Zelten zu tragen, wenn ich mich damit auch der Gefahr aussetzte, bei den Amerikanern Anstoß zu erregen.

Als ich wieder bei unserem Standort anlangte, traf ich Albney allein, der, kaum meiner ansichtig geworden, mir alsogleich zurief: „Was ist denn Ihnen eingefallen, daß Sie diesen Wilden hieher schleppen?“ — „Es ist ein Schwerverwundeter, und wenn es auch ein Feind ist, so zählt er doch ebenfalls zu unseren Nächsten. Unsere Pflicht ist und bleibt es deswegen, auch für ihn zu sorgen.“

„Nun, Sie haben nicht unrecht! — Überlassen Sie mir den Kranken; ich werde trachten, ihn wiederherzustellen, bin ich doch meines Reichens Arzt und habe diese wissenschaftliche Expedition mitgemacht lediglich des Vergnügens halber.“

Ich ließ den Verwundeten sanft zu Boden gleiten, worauf Abney alsbald seine Wunden untersuchte. — Ich begab mich unterdessen zu meinen Gefährten und den beiden Amerikanern, die sich im schattigen Innern des Zeltes gütlich taten. Der Leutnant und die Matrosen waren von oben bis unten völlig neu gekleidet und rauchten. Mit Freuden erklärte auch ich mich einverstanden, meine schon mehr als armselige Toilette zu wechseln, und es dauerte nicht lange, so war ich ein vollständig anderer geworden. — Ich wollte dem Präsidenten meinen Dank aussprechen, allein er schnitt mir das Wort ab und meinte lächelnd: „Wenn ich einmal an Italiens Küste Schiffbruch leiden sollte, dann werden Sie mir einen Anzug verschaffen.“ — Da auch Abney erschien, erkundigte ich mich nach dem Befinden unseres Verwundeten und erfuhr zu meiner nicht geringen Befriedigung, daß er in etlichen Tagen bereits wiederhergestellt sein würde. Ich lud nun alle ein, mir behilflich zu sein beim Bestatten der Leichen, wozu sie sich nach einigem Widerreden schließlich auch einverstanden erklärten; denn der Geruch, den die in Verwesung übergehenden Leiber naturnotwendig verbreiten würden, hätte allen äußerst lästig, ja vielleicht sogar schädlich werden müssen. — Es war eine traurige Arbeit. Wir gruben, — es waren unser sieben, — an der Unglücksstätte ein tiefes Loch, hüllten dann die Toten in alte Zelttücher und legten sie in das Grab. Ich fühlte wirklich aufrichtiges Mitleid mit den armen Kerlen, welche die launigen Einfälle eines Tyrannen mit ihrem Leben hatten büßen müssen. Wir verrichteten, nachdem das Grab geschlossen war, ein jeder noch ein kurzes Gebet, wälzten, um das Ausscharren der Gebeine durch wilde Tiere zu verhindern, einige große Steine auf den Grabeshügel und lenkten unsere

Schritte wieder dem Lager zu. Die Nacht war mittlerweile vollständig hereingebrochen; doch waren unsere Zelte taghell erleuchtet durch zwei mächtige Bodenlampen, welche vom Schiffschen des Luftballons herabhingen und die den Leutnant alsbald veranlaßten, neuerdings auf das geheimnisvolle Erscheinen wie auf das ebenso geheimnisvolle Verschwinden des magisch beleuchteten Ballons in jener Nacht nach unserer Gefangennahme zurückzukommen.

Der Abend verfloß in der angenehmsten Weise. Während des Nachtmahles und hernach bei feurigem Weine erzählte ein jeder aus dem Schatze seiner Erlebnisse, wobei namentlich meine zahlreichen Reisen in den wilden Gegenden Afrikas und in den Prärien Amerikas allgemeines Interesse erregten. Schließlich faßte mich der Präsident beim Arme und machte mir den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, bis er seine Studien über die am 22. Dezember erfolgende Sonnenfinsternis beendet haben würde. „Ich würde,“ meinte er, „aus dem reichen Schatze Ihrer Erfahrungen nicht geringen Nutzen ziehen. Nach Beendigung der Finsternis könnten wir dann gemeinsam im Ballon nach Novo-Redondo reisen, worauf wir Sie und Ihre Gefährten auf dem Schiffe, das uns die Regierung der Vereinigten Staaten zur Verfügung gestellt hat, nach Europa bringen werden. Es versteht sich von selbst, daß wir Ihnen für den Zeitverlust gewiß werden eine angemessene Entschädigung zukommen lassen.“

„Von einer Vergütung kann keine Rede sein! Im Gegenteil, wir werden stets Ihre Schuldner bleiben und ich würde mich glücklich schätzen, könnte ich wenigstens durch ein längeres Verweilen in Ihrer werthen Gesellschaft Ihnen einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit geben. Leider ist mir dies jedoch unmöglich, da die Pflicht

mich ruft. Es handelt sich um einen armen irrsinnigen Jungen. Wie ich Ihnen schon erzählt habe, waren wir unser fünf beim Schiffsbruche dem Tode entronnen, wir vier und ein junger Bursche, den aber infolge der Schrecken jener unheimlichen Nacht eine Trübung seines Verstandes befallen hat. Dieser Umstand mochte die Neger bewogen haben, daß sie den armen Burschen seinem Glende überließen. Auch uns war sein Abgang erst später aufgefallen, da in der ersten Aufregung jeder ganz mit sich selbst beschäftigt war. Als wir dann später dessen gewahr wurden, konnten wir nichts mehr zu seiner Rettung tun. Doch empfahl ich ihn angelegentlich seinem hl. Schutzengel, daß er über ihn wache. Ich fühle mich nun in meinem Inneren verpflichtet, wenigstens einen Versuch zu machen, um ihn aufzusuchen und ihn möglicherweise zu retten."

"Aber was fällt Ihnen denn ein? Der ist gewiß schon längst der Raubgier eines wilden Tieres zum Opfer gefallen. Zudem bedenken Sie doch die Gefahren, denen Sie sich neuerdings in die Arme werfen!"

"Das alles habe auch ich mir gesagt: aber gleichwohl werde ich der inneren Stimme nicht los, die mich immer wieder von neuem auffordert, nach dem Knaben zu schauen, und mir zugleich eine gewisse Sicherheit einflößt, daß meine Nachforschungen nicht vergeblich sein würden."

"Gut," entgegnete der Präsident, "wenn Sie sich einen Erfolg davon versprechen, mag ich Sie freilich nicht abhalten von Ihrem Unternehmen, doch würde ich Ihnen empfehlen, sich dabei unseres Luftballons zu bedienen. Gewiß wird Herr Rooney gerne bereit sein, Sie zu begleiten, da er am besten denselben zu lenken versteht."

Da Herr Rooney sich in der entgegenkommendsten Weise damit einverstanden erklärte, nahm ich natürlich mit Freuden den

Vorschlag an und wir vereinbarten nun, daß gleich im Laufe des morgigen Vormittags unsere Auffahrt erfolgen sollte.

Da die Nacht schon vorgeschritten war, so machten wir der Unterhaltung ein Ende und zogen uns zurück: tat doch mir und meinen drei Gefährten nach den Aufregungen der letzten Tage einmal ein ordentlicher Schlaf dringend not.

XIV. Im Ballon.

Um die Mittagszeit des anderen Tages schwebte unser Ballon „l'Éclipse“ bereits über den unabsehbaren Wäldern, die sich zwischen den Bergen von Amboelles und dem Meere ausbreiteten, jenen Wäldern, in denen das Unglück uns ereilt hatte.

In der Gondel des Ballons befanden sich unser drei, Rooney, der Leutnant und ich.

Mit Bewunderung und Entzücken betrachteten wir das prachtvolle Panorama, das sich unseren Augen darbot. Wir schwebten in einer Höhe von ungefähr 200 Meter über dem Meeresspiegel. Auf der einen Seite zog sich der Höhenrücken der Berge von Amboelles hin mit seinen zahlreichen Erhebungen und Senkungen, unter uns breiteten sich gleich dem grünlich schillernenden Meere ungeheure Wälder aus. Der Wind, der von der See her blies, bewirkte ein sanftes Hin- und Herbewegen der mächtigen Baumkronen, wodurch die Vorstellung von einem Meere nur noch mehr hervorgerufen wurde. Wie Silberflecken nahmen sich die zahlreich in den Wäldern zerstreuten Seen aus, und dünnen Silberstreifen glichen die Rinnfälle, welche sich in sie ergossen. Einer ungeheuren starren Kristallfläche vergleichbar, lag unbeweglich zu unserer Linken der ungeheure Ozean ausgebreitet. Kein Schiff, keine Barke, nichts regte sich auf ihm.

Zahlreiche Vögel sah ich unsern Ballon umkreisen, Vögel, die unter anderen Um-

ständen mein größtes Interesse hervorgehoben hätten. Doch gegenwärtig war meine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, den verloren gegangenen Jose wiederzufinden.

Mit dem Fernrohr in der Hand, suchte ich sorgfältig die Wildnis ab, obwohl ich mir selber sagen mußte, daß ich von solcher Höhe aus unmöglich das undurchdringliche Dickicht dieser uralten Baumriesen durchschauen könnte: und daß man, wollten wir etwas erreichen, hinabsteigen müßte. Rooney sah das gleichfalls ein, und er erklärte sich auch mit einer Landung einverstanden, nur meinte er, daß es geratener wäre, damit zu warten, bis wir jene freie Fläche erreicht hätten, wo unsere Gefangenahme erfolgte.

So gegen 4 Uhr hatten wir die verhängnisvolle Dichtung erreicht. Ruhig senkte sich jetzt unser Ballon; es brauchte nicht lange, so hatte sich der herabgelassene Anker in dem wilden Geäste eines gewaltigen Baumriesen derart verfangen, daß wir ein unliebsames Entweichen des Ballons nicht zu befürchten hatten.

Wir verließen nun das Fahrzeug und suchten sorgfältig den Platz und seine nächste Umgebung ab: Der Ort trug noch deutlich die Spuren des daselbst stattgefundenen Kampfes: das Gras war vollständig niedergetreten; — das Grab, das die gefallenen Neger in sich schloß, war offen und deren Gebeine lagen zerstreut auf der Erde herum: offenbar hatten Skänen dieselben ausgegraben.

Lange forschten wir nach einer Spur, die uns irgendwie über den Verbleib des Knaben hätte Aufschluß geben können, doch vergeblich. Die große Anzahl Neger, die uns gefangen nahm, hatte zu viele Spuren hinterlassen, als daß es uns noch hätte möglich sein können, die des armen Irrsinnigen daraus festzustellen. Wir zogen nun

größere Kreise, riefen den Knaben wiederholt beim Namen, aber es war alles vergeblich, und die Nacht brach an, ohne daß wir auch nur das Mindeste von dem Knaben entdeckt hätten. Unverrichteter Dinge kehrten wir somit zum Ballon zurück, wo wir mit Rooney übereinkamen, die Nacht über im Ballon zu verbringen, um dann am folgenden Morgen einen nochmaligen letzten Versuch zu unternehmen; würde auch dieser ergebnislos verlaufen, so könnte man ruhig annehmen, daß sich der Gesuchte nicht mehr unter den Lebenden befinde. Etwas niedergeschlagen legte ich mich zur Ruhe nieder: Der Gedanke an das dunkle Schicksal des Armen beschäftigte mich sehr. Wo mochte er sich befinden! Sollte er von den Klauen eines wilden Thieres zerfleischt worden sein, sollte er infolge des Bisses einer giftigen Schlange ein schmerzvolles Ende gefunden haben, oder irrte er vielleicht gar noch in dem endlosen Walde umher, um schließlich des grausamen Hungertodes zu sterben? Nach langem Grübeln schliefe ich endlich ein.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich von einem eigenartigen Geräusche geweckt wurde: ähnlich dem Heulen eines heftigen Sturmes, der mit aller Gewalt an den Seilen rüttelte, woran die Gondel befestigt war, während sich Knapp unter uns ein ungemein heftiges Rauschen der gewaltigen Baumkronen vernehmen ließ.

Ich öffnete die Augen und fragte mich unwillkürlich, ob ich nicht vielleicht träumte. Der vorausgegangene Abend war ein ungemein klarer gewesen, die Luft ruhig und nichts hätte eine so plötzliche Änderung des Wetters vermuten lassen. Zudem hatte doch Rooney die ganze Nacht zu wachen beschloffen, um seinen astronomischen Beobachtungen obzuliegen: gewiß hätte mich derjellbe im Falle einer Gefahr sofort geweckt.

Doch ich hatte nicht geträumt. Der ganze Himmel war mit einem schwarzen Gewölke überzogen, während ein heftiger, aus dem Osten heranbrausender Wind mit aller Gewalt an unserem Ballon rüttelte und ihn mit sich fortzureißen drohte. Das Schiffschen schaukelte gleich einem schwanken Rahn auf wild erregter See hin und her, so daß wir uns nur mit größter Mühe festzuhalten vermochten, während unsere Ladungsgegenstände wirr durcheinander fielen. Unsere Lage war keine sonderlich rosig zu nennen. Der Aufenthalt in einem Ballon ist bei schönem Wetter gewiß etwas Angenehmes, allein er birgt um so größere Gefahren in sich, sobald ungünstige Witterungsverhältnisse eintreten. Man verliert jegliche Herrschaft über das Fahrzeug, man wird ein Spielball der Winde, welche dasselbe mit unheimlicher Schnelligkeit mit sich fortreißen, und von Glück können die Insassen reden, wenn die Hülle des Gaskörpers widerstandsfähig genug ist, um so die Luftsegler vor dem Absturz in die graufige Tiefe zu bewahren. Wollten wir daher der Gefahr Herr werden, so mußten wir sofort handeln.

Ich blickte auf Rooney: er war wach und über ein Heft geneigt, ganz in seine astronomischen Berechnungen vertieft.

„Sir Rooney!“

Er schreckt fährt er zusammen, erhebt die Augen und blickt mich wie geistesabwesend an: „Herr! wo sind wir! Was für ein Sturm! . . . Warum haben Sie mich nicht früher gerufen? . . .“ „Ja, sind Sie denn nicht die ganze Zeit wach gewesen?“ frug ich ihn verwundert. Lächelnd entgegnete er mir: „Wenn ich in meine Zahlen vertieft bin, sehe und höre ich nicht mehr, was um mich herum vorgeht. Doch jetzt heißt es rasch handeln! Vor allem geschwind den Anker freimachen! Wir könnten uns zwar durch Abschneiden des Ankertaues sofort

die Freiheit verschaffen, allein ich möchte den Anker nicht gerne preisgeben, da ich keinen anderen als Ersatz mitführe, so daß eine Landung sehr erschwert würde.“

Kurzerhand entschloß ich mich, diese keineswegs kleine Arbeit auszuführen. Der Ballon schwebte am Ankertau ungefähr zehn Meter hoch über dem Walde, zugleich mit dem Ankertau hing auch noch eine Strickleiter vom Ballon hernieder. Wollte man also den Anker losmachen, so mußte man mittelst der Leiter zu ihm hinuntersteigen, und sich dann dem Anker zu nähern trachten, um ihn loszubekommen. Dabei mußte man sich mit einer Hand an der Leiter festhalten und konnte deshalb nur die andere zum Losmachen des Ankers benutzen. Bei ruhigem Wetter geht das leicht: anders dagegen verhält sich die Sache, wenn heftige Sturmwinde herrschen.

Ich legte meinen Rock ab, steckte mir ein Dolchmesser in den Gürtel und begann die Strickleiter hinaufzusteigen. Es war nicht so einfach, denn die Leiter bewegte sich infolge des Windes heftig hin und her, bald blieb das Ende derselben an einem Baumaste hängen, bald wieder wurde es vom Winde weit hinausgeschleudert, und das bald in diese, bald in jene Richtung. Das Absteigen gestaltete sich somit zu einem recht schwierigen Unternehmen, denn der Wind war so stark, daß auch ich nur so hin und her pendelte.

Ich brauchte geraume Zeit, bis ich die obersten Baumspitzen erreicht hatte. Der Sturm heulte in allen Tonarten, grelle Blitze durchzuckten das unheimliche Dunkel, während dumpfes, langanhaltendes Rollen des Donners die Lüfte erfüllte. Mitten in den Lärm der Elemente hinein drang die Stimme Rooney's, der mir zuschrie: „Machen Sie vorwärts, Herr, schnell!“ Endlich hatte ich die Stelle erreicht, wo der Anker in einem dicken Baumast

festgehalten wurde. Ich setzte mich rittlings auf eine Sprosse meiner beweglichen Leiter, suchte dann das Seil zu erfassen, an dem der Anker befestigt war und es dauerte nicht lange, so befühlte ich bereits mit der Hand das Eisen. Ich versuchte, dasselbe aus dem dünnen Ast herauszuziehen, allein es war ein vergebliches Mühen, der Anker war zu tief in das trockene Holz eingedrungen, weshalb nichts anderes übrig blieb, als den Ast abzufügen.

„Machen Sie um Gottes willen vorwärts!“ rief neuerdings Rooney.

Mittlerweile hatte es zu regnen angefangen. Große, schwere Tropfen fielen immer reichlicher und reichlicher und schließlich regnete es in Strömen; in solch gewiß nicht beneidenswerter Lage begann ich meine Sägearbeit. Ich arbeitete und sägte und probierte, ob der Ast nicht nachgeben würde, doch es war ein fruchtloses Sichabmühen. Der Ballon drehte und neigte sich nach allen Windrichtungen hin und die Gewalt des Windes drohte, ihn noch mit sich fortzureißen.

„Schnell, schnell,“ erscholl es wiederum von oben; „opfern Sie den Anker!“ Es war also notwendig geworden, den Anker preiszugeben, aber noch wollte ich einen Versuch unternehmen, ob es nicht doch gelänge, den Anker uns zu erhalten. Und es gelang. Der Ast brach und der Ballon jeglicher Fessel ledig, fuhr pfeilschnell in die Lüfte. Ich hielt mich krampfhaft an der Strickleiter fest, denn ich konnte nicht im entferntesten daran denken, jetzt die Gondel zu erklimmen. Es war eine fürchterliche Fahrt: nicht nur, daß mir die unheimliche Schnelligkeit, mit der ich die Luft durchrauste, fast den Atem benahm, schwebte ich auch noch ständig in der größten Gefahr, von dem freischwebenden Anker getroffen, aufgespießt, getötet zu werden. Der Regen schlug mir unaufhörlich ins Gesicht, meine

Kleider waren schon gänzlich durchnäßt, die Blitze wurden immer greller und zahlreicher. Meine Lage war eine äußerst gefährliche. In jeder anderen hätte ich mich irgendwie wehren können, hier aber sah ich mich einem Elemente ausgeliefert, dem gegenüber ich mich gar so winzig klein fühlte.

Wie lange ich mich in diesem peinlichen Zustande befand, vermag ich nicht anzugeben, gewiß hat er eine ziemlich geraume Zeit hindurch gedauert. Zu wiederholtenmalen drohte sich der Ballon zu überschlagen, und die Insassen des Schiffchens in den leeren Luftraum hinauszuschleudern. Aber trotz der unheimlichen Geschwindigkeit, mit der der Ballon dahineilte, erhob er sich doch nur langsam in die Höhe, denn die Bahn, die er beschrieb, bildete zum Horizonte nur einen ungemein spitzen Winkel. Auf einmal sehe ich, wie kaum einen halben Meter von mir entfernt ein großer länglicher Körper in die Tiefe saust; wäre es nur ein wenig näher gewesen, es hätte mich treffen müssen, und ich wäre fertig gewesen. Es war ein Sack, gefüllt mit Sand, den man, um ein rascheres Steigen des Ballons zu erzielen, aus der Gondel geworfen hatte. Und Rooney hatte gut daran getan, denn der Ballon fuhr, um ein bedeutendes leichter geworden, merklich schneller in die Höhe: doch er hätte vorsichtiger sein sollen, um mich nicht zu treffen. Aus Furcht vor einem solchen Unglück schrie ich deshalb: „Um Himmels willen! Werfet keinen Sand mehr aus!“ Allein wie ich nachher erfuhr, hatte niemand meine Rufe vernommen. Ein neuer Sack sauste in die schwindelnde Tiefe und abermals knapp an mir vorbei. Nun aber flog unser Ballon empor und hinein in das finstere Wolkenmeer. Auf einmal umgab uns dichter Nebel, während unten und oben heftige Donnerschläge erfolgten, die einen kurz und

scharf, die anderen lang und fast ohne Ende grollend. Doch die unheimliche Finsternis hielt nicht lange an. Schon nach kurzer Zeit wiegte sich der Ballon in einer hellen, klaren Atmosphäre und sahen wir über uns Myriaden helleuchtender Sterne funkeln. Über uns wölbte sich also der Himmel mit seiner tropischen Sternenpracht, unter uns hatten wir das große schwarze Wolkenmeer, das zeitweilig in bläulichem oder rötlichem Lichte erglänzte, von Feuerzungen durchfurcht. Dumpfes Grollen stieg empor, gemischt mit einem eigentümlichen Geräusch, das offenbar vom Sturmwinde herrührte.

In dieser klaren, allerdings äußerst frischen Luft vermochte ich wieder erleichteter

aufzuatmen, und war auch imstande, Nooneh zu verstehen, der mir einmal ums andere ermunternd zurief, den Aufstieg auf der Leiter zu versuchen.

Da ich mich in der reinen, klaren Luft bald wohler fühlte, versuchte ich es und es gelang nicht un schwer, da hier oben fast Windstille herrschte.

Als ich den Rand der Gondel erreicht hatte, streckten sich mir vier Arme entgegen, die mich hinein hoben und herzlich umarmten. Aber die Anspannung meiner Nerven war eine zu große gewesen und so stellte sich jetzt der Rückschlag ein: Bewußtlos brach ich zusammen.

(Schluß folgt.)

Achtung!

Unseren P. T. Abonnenten diene zur gefälligen Kenntnissnahme, daß auf Grund einer Verordnung unseres hochwürdigsten f.-b. Ordinariates für die Diözese Brünn die Höhe des Stipendiums für eine hl. Messe (wenn sie an Ort und Stelle zu lesen ist) auf 2 Kronen und (wenn sie anderswo besorgt werden kann) auf 1 Krone 50 Heller festgesetzt wurde, und daß in Zukunft Messstipendien von geringerem Betrage überhaupt nicht mehr angenommen werden dürfen.

Des Weiteren bitten wir unsere verehrten Leser, bei ihren schriftlichen Mitteilungen die neuen Portovorschriften genau zu beachten, also namentlich **Ansichtskarten** mit **10 SELLERN** zu versehen, sowie den etwaigen Bemerkungen auf den **österreichischen** Zahlkarten statt wie bisher eine 5-Heller-Marke, **von jetzt ab eine 10-Seller-Marke** beizufügen.

Die Redaktion.

Nachrichten des Th. M. V. Ö. (Theologen- Missions-Verband Österreichs).

Der innere Ausbau der Theologen-Missionsvereine.

(Von Hans Hollensteiner, M.-B. St. Florian.)

Jeder Verein, der irgendwie Anspruch erhebt, Existenzberechtigung zu haben, muß ein lebender Organismus sein. Leben fordern wir von ihm und Beweise seines Lebens, Laten, wenn er nicht als Totgeburt oder überlebt gelten soll. Doch wie die Leistungsfähigkeit eines jeden Organismus seiner inneren Konstitution direkt proportioniert ist, so ist auch die Leistungsfähigkeit eines jeden Vereines bedingt von seinem inneren Aufbau und Ausbau. Deshalb müssen wir bestrebt sein, den Aufbau unserer Th.-M.-B. zu einem recht soliden zu machen.

Auch von unserem M.-B. werden Laten gefordert. Völlig den Tatsachen entsprechend, formte aber da Dr. Schmidlin, Professor der Missionswissenschaft in Münster, folgende psychologische Kette: „Keine Missionsstat ohne Missionsliebe, keine Missionsliebe ohne Missionsverständnis, kein Missionsverständnis ohne Missionskenntnis, keine Missionskenntnis ohne Missionsstudium.“ (Mf. M. Bl. I., Nr. 2, S. 9.) Schon der kurze Satz: *Ignoti nulla cupido!* beweist uns die volle Richtigkeit dieser Folgerungen. Woher soll das Interesse (so möchte ich hier *cupido* wiedergeben) für die Mission kommen, wenn wir nicht in das Wesen der Sache einzudringen suchen?! Darum ist mit vollem Recht als Hauptziel der Th.-M.-B. aufgestellt: Die *Werbung und Förderung des Interesses* für die Heidenmission, wozu für uns Theologen noch die Vorberei-

tung für eine erfolgreiche Vertretung des Missionswerkes in der Seelsorge kommt.

Dieses Ziel kann aber nur dadurch erreicht werden, daß wir uns über die ganze Missionsbewegung gründlich zu unterrichten streben. Dieses muß geschehen durch die gewöhnlichen *Missionenversammlungen* unseres Vereines. Doch würden diese allein, weil sie ja meist doch nur selten abgehalten werden können, bei weitem nicht genügen. Zwei Hilfsquellen stehen uns dazu aber noch zu Gebote. Das erste, das mindeste, was verlangt werden muß, und für die Erreichung des Zieles eine *condicio sine qua non* bildet, ist das *Studium* oder doch wenigstens die *Lektüre von Missionsliteratur* von Seiten des einzelnen. Es existiert wirklich gute Missionsliteratur in hinreichender Menge. Es muß nun das Bestreben des Vereines in erster Linie darauf gerichtet sein, diese seinen Mitgliedern leicht zugänglich zu machen durch Errichtung und möglichste Ausgestaltung einer *Missionsbibliothek*. Soll diese aber auch wirklich ihren vollen Wert haben, dann muß sie von den Mitgliedern leicht benützt werden können. Es ist daher nicht zu empfehlen, sie im Zimmer eines Mitgliedes aufzustellen, sondern der Raum soll gleichzeitig auch als *Lesezimmer* benützt werden können. Es dürfte sich in den meisten theologischen Lehranstalten doch nicht gar zu schwer ein solches Zimmer auffinden lassen. Sehr geeignet ist die Unter-

bringung der Bibliothek auch in einem Hörsaale. Denn zur Zeit der Vorlesung ist ohnedies keine Möglichkeit zur Benützung der Bibliothek; und sonst kann der Saal auch gleich als Lesezimmer benützt werden. Die Werke anzuführen, die in keiner M.-Bibliothek fehlen sollen, würde mich zu weit führen. Außerdem bietet ja die „Zeitschrift für Missionswissenschaft“ (Z. M.) in jedem Hefte Material. (Eine Zusammenstellung wichtiger neuerer Werke findet sich Z. M., VI. Jhrg. 1916, S. 1, S. 13.) Nicht vergessen sollen dabei auch die *Missionszeitschriften* werden. Wenn auch, — abgesehen von der Z. M. und den af. M.-Bl., — ihr wissenschaftlicher Wert nicht allzu hoch ist, ja es mit Rücksicht auf das große Publikum auch gar nicht sein kann, so führen sie uns doch so recht ein in das Leben und Treiben in den Missionen. Wir stehen dadurch gewissermaßen in Verbindung mit den Missionären selbst, besonders durch deren Briefe, die darin veröffentlicht werden. Und es ist gewiß auch die einfachste M.-Zeitschrift eine sehr anregende Schrift. Außerdem stellen in anerkannter Weise die Missionshäuser oft ihr Organ unseren M.-Vereinen völlig kostenlos zur Verfügung, obwohl anderseits in der Haltung dieser Zeitschriften gewiß auch eine Art der Unterstützung der Mission gesehen werden muß. Die beste Art, die Zeitschrift allen Mitgliedern des Vereines zu unterbreiten, dürfte sein, sie in geregelter Weise unter ihnen kursieren zu lassen.*

Die zweite Hilfsquelle, aber die eigentliche Haupthilfe, bildet der *Missionsstudien-Zirkel*. Mich weiter über diesen Punkt auszulassen, ist wohl über-

flüssig, da die Bedeutung dieser Einrichtung ein vortrefflicher Artikel des Vorortes in unserem Organ (Heft 8/9, S. 214 f) behandelt und auch die praktische Einrichtung aus den af. M.-Bl. leicht ersehen werden kann. Das eine ist sicher, daß der M.-Studien-Zirkel wirklich geradezu die Lebenspendende Quelle des M. V. ist und daß seine Gründung fast notwendig ist, wenn wirklich Ersprießliches geleistet werden soll. Eine größere Zahl der Th. M. V. hat auch bereits die Konsequenz gezogen und einen M.-Studien-Zirkel gegründet. Die für die Arbeit im Zirkel notwendige Literatur hat natürlich der Verein durch die M.-Bibliothek zu stellen.

Doch woher soll der Verein diese Ausgaben für Bücher, Zeitschriften u. dgl. bestreiten? Da sind wir bei der Frage der *Mitgliederbeiträge* angelangt: Soll der Verein bestimmte Mitgliederbeiträge einheben, oder sollen die Ausgaben nur durch freiwillige Spenden gedeckt zu werden versucht werden? Ich möchte entschieden für das erste eintreten. Dem Verein muß dadurch eine gewisse Unabhängigkeit gesichert werden. Es muß wenigstens ein sicheres Minimum da sein, mit dem der Verein immer rechnen kann. Als ein äußerer Beweis dafür, daß wirklich dieser Modus der angezeigtere ist, kann der Umstand aufgefaßt werden, daß solche Vereine, die anfangs auf bestimmte Mitgliederbeiträge verzichteten, nun auch zu ersterem übergegangen sind. (Siehe die Berichte der M. V. in den af. M. Bl.) Das dadurch erzielte Vereinsvermögen, für dessen Vermehrung natürlich auch auf andere Weise gesorgt werden kann, soll aber in erster Linie zur Ausgestaltung des eigenen Vereines, besonders für die Erweiterung der Bibliothek und Haltung der M.-Zeitschriften, ferner für die Deckung der übrigen Vereinsauslagen verwendet wer-

* Eine Zusammenstellung von Missionszeitschriften wird in einer der nächsten Nummern folgen.

den. Wir brauchen dabei nicht im geringsten zu fürchten, das Geld gehe für die Missionen verloren. Wenn es auch nicht den M.-Gesellschaften direkt zugeführt wird, so wird es doch auf die angeführte Weise für die Mission sogar auf hohe Zinsen angelegt. Freilich ist auch bei der Einziehung fixer Beträge eine gefährvolle Klippe, daß die Vereine zu bloßen Sammelvereinen herabsinken. Diese Gefahr liegt gerade bei den Missionsvereinen nahe. Denn wenn wir das Wort „M. V.“ hören, so denken wir ja gewöhnlich in erster Linie an unsere Geldtasche. Doch diese Gefahr muß in unserem Fall entschieden zu vermeiden gesucht werden! Zu keinem Punkte stimmen die Satzungen aller österr. und reichsdeutschen ak., bezw. Th. M. V. so absolut überein, als gerade darin, daß sie unbedingt keine bloßen Sammelvereine sein dürfen. Auch unsere Verbandsatzungen setzen ausdrücklich fest (§ 5), daß bloße Sammelvereine unter den Theologen von der Aufnahme in den Verband ausgeschlossen sind. Und dies mit vollem Recht! Die Sammeltätigkeit darf niemals das Ziel unserer Vereinigungen, sondern immer nur ein Mittel zum Ziel sein. Würden wir aber bei dieser Sammeltätigkeit stehen bleiben und sie zum eigentlichen Ziel machen, so würden wir das Wesen unserer Vereine verkennen und unsere Pflicht nicht erfüllen. So sagt auch Fürst Löwenstein in seiner Rede an die Akademiker von Münster bei der Gründung des dortigen ak. M. V. (21. November 1910): „Bei ihnen ist es nicht nur der Geldbeutel, der fördernd auf die Pflege der Missionen wirken soll. Die Macht des Beispiels, der Aufklärung in Wort und Schrift, die Mobilmachung des ganzen katholischen Volkes für den Feldzug Christi gegen Satan, das ist die schöne und dankbare, die ernste Standesaufgabe der geistigen Führer des Volkes.“ Und

wer soll denn eher der geistige Führer des Volkes sein als gerade der Priester? Darum sage ich, seinen Mitgliedsbeitrag zu zahlen mag genügen für den gewöhnlichen Mann, ja; doch für den „geistigen Führer des Volkes“, den Akademiker, zumal den angehenden Priester ist das entschieden zu wenig. Um dieses Ziel zu erreichen, — und das ist nach dem eben Zitierten für uns nicht eine „Auch-Pflicht“, sondern eine „qualifizierte Pflicht“, — ist vor allem notwendig, wie schon oben als Vorbedingung für jede Missionstat ausgeführt, gründliche eigene theoretische Ausbildung auf dem Gebiete des Missionswesens. Denn woher sollten wir sonst unser eigenes Missionsverständnis, unser eigenes Missionsinteresse nehmen? Wenn es aber bei uns fehlt, wie sollen wir es anderen mitteilen? Allbekannt ist ja der Satz: Nemo dat, quod non habet. Ein Th. M. V., der sich also auf die Sammeltätigkeit beschränken wollte, könnte den gestellten Anforderungen nicht genügen.

Es ist auch Aufgabe des Th. M. V., seine Mitglieder vorzubilden für eine spätere erfolgreiche Vertretung des Missionswerkes in der Seelsorge. Dieses geschieht, wie eben ausgeführt, in erster Linie durch unsere möglichst gute, ich möchte sagen, missionswissenschaftliche Ausbildung in theoretischer Hinsicht. Doch wäre es sicher von großem Vorteil, wenn bereits im M. V. noch dazu kommen würde eine praktische Ausbildung. Ich glaube damit, unsere M. V. sollten, soweit es die Umstände erlauben, so ausgebaut werden, daß ihr ihnen auch Missionsarbeit nach außen geleistet wird. Hauptsächlich in zweifacher Weise bietet sich uns dazu eine Möglichkeit. Die eine besteht im Betreiben von M.-Propaganda durch Verteilung von M.-Schriften an das Volk. Ob und in welcher Weise dies möglich ist,

wird natürlich je nach den Verhältnissen in den einzelnen Vereinen verschieden sein. Nur eine Möglichkeit möchte ich anführen, die vielleicht noch die wenigsten Schwierigkeiten bietet. Der Verein setzt sich mit einem Missionshaus in Verbindung, um von diesem geeignete M.-Literatur zur Verteilung zu erhalten. Geeignet zu diesem Zwecke, wie kaum etwas anderes, ist die kleine M.-Zeitschrift „Missions-Propaganda“, die von der St. Petrus-Claver-Sodalität eigens zu diesem Zwecke herausgegeben wird und monatlich erscheint. Der M. V. übernimmt es nun, daß diese Propagandaschrift nach der Art der Bonifatiusblätter einmal im Monat an einem Sonn- oder Feiertage an den Kirchentüren (doch in der Kirche; sonst staatliches Verbot und Strafe!) gegen ein Almosen verteilt wird. Der M. V. braucht dabei nur für die Beschaffung der Blätter zu sorgen und für die Personen, die die Verteilung der Schriften und die Einsammlung der Almosen vornehmen. Letzteres kann besorgt werden durch Ministranten oder noch besser durch Mitglieder religiöser Vereine, die sicher nicht allzu schwer für diesen Missionsdienst gewon-

nen werden können. Natürlich muß früher auch die Erlaubnis dazu beim Pfarrer der betreffenden Kirche eingeholt werden. Doch wird diese besonders bei Verteilung der „Missionspropaganda“ der Petrus-Claver-Sodalität nicht schwer zu erreichen sein, da diese von der Bischofskonferenz zu Wien 1915, mit Erlass vom 13. November 1915, Z. 1466 K, „zur Verteilung in Lazaretten und an Kirchentüren, ähnlich wie es mit dem Bonifatiusblatt geschieht, empfohlen“ wurde. Für die Beschaffung dieser „Missionspropaganda“ stehen dem Verein zwei Wege offen: Entweder kauft der Verein die Zahl von Blättern, die verteilt werden soll, für sich (100 Jahresabonnements 25 K) und kann dann über den Ertrag der bei der Verteilung veranstalteten Almosen Sammlung frei verfügen; oder der Verein übernimmt nur monatlich von der Sodalität (Adresse siehe oben) eine bestimmte Zahl von Blättern zur Verteilung, ohne sie zu bezahlen, und liefert dafür das ganze Erträgnis der Sammlung ab. (Das Sammelergebnis kann fast mit Sicherheit höher angenommen werden, als der Ab.-Betrag.)

(Schluß folgt.)



seine gemütvollste Sprache und seinen tiefstimmten Sinn, der aus den unvergänglichen Gebeten der Kirche spricht. Vielen hat Sailer die Wunder des rechten Gebetes durch sein Werk aufgeschlossen und die Seele damit erquickt. Er ist so einer der großen Lehrmeister des Gebetslebens unseres Volkes geworden. Wir zweifeln nicht daran, daß dieses trostreiche Gebetbuch Sailers in der sorgfältigen Neubearbeitung Dr. Franz Kellers gerade jetzt im Weltkriege rechtkommt als ein Bote dessen, der jene Zünger beten lehrte.

Zur Einführung der „Nachfolge Christi“ in 4 Bänden. Eine Tornisterausgabe der „Nachfolge Christi“ für unsere Feldgrauen ist (eben bei Herder in Freiburg i. Br. und Wien erschienen). Es sind vier kleine handliche Büchlein mit den sprechenden Titeln: „Von der Seelenzucht“, „Vom Seelenwege“, „Vom Seelenjagen“, „Vom Seelenbrot“ (zusammen in einer Scheide 1 Mark 30 Pfennige; die Hefchen nacheinander je 40, 30, 80 und 30 Pfennige). Der Kenner der „Nachfolge Christi“ sieht sofort, wie hier jeweils mit einem Wort kurz der Hauptinhalt, die Hauptsache ihrer vier Bücher charakterisiert und erklärt ist. Die treffenden Schlagworte laden jeden ernstlichen Leser zur stillen Einkehr in das Büchlein ein. — Die Handlichkeit dieser Feldausgabe ist nicht erkauft durch schlechten Kleindruck und minderwertige Ausstattung. Vielmehr hat der Verlag gerade seine schönste Ausgabe der „Nachfolge Christi“ mit der Übersetzung Sailers und den gemütvollen Bildern Fibrichs dazu verwendet, jene Ausgabe, die mit Recht durch ihre geschmackvolle Ausstattung rasch sich die Beliebtheit bei Tausenden von Lesern erobert hat. — Jetzt ist es möglich, das Büchlein von der „Nachfolge Christi“ in seinen einzelnen Teilen jeweils als selbständige Gabe in einem einfachen Selbstpostbrief hinauszusenden als Heimatgruß, als willkommene Gabe zur Labung der Soldatenseele. Aber auch daheim werden viele goldene Büchlein in diesem einladenden bequemen Gewande als lieben Begleiter in der Taiche mit sich führen für einsame Wegstunden und Wanderungen.

Das österreichisch-ungarische Weltkriegsbuch. Ein Volksbuch in 2 Bänden von M. Pelzer. Verlag Presseverein Linz, I. Band. Preis 1 K 80 h, durch die Post 2 K. — Wer wie die breiten Volksschichten nur wenig Zeit und Geld aufwenden kann, um sich über die Ereignisse des Weltkrieges auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu unterrichten und sich ein klares Bild über die Kriegslage zu verschaffen, der wird das obengenannte Weltkriegsbuch wärmstens willkommen heißen. Von diesem ist eben der erste Teil im Verlage des Linzer kath. Pressevereines erschienen; er behandelt den Weltkrieg von seinem Beginne bis zum Ende des Jahres 1915. Das 128 Seiten starke Bändchen ist ein wirkliches Volksbüchlein, denn es bringt in gedrängter Kürze und schlichter Sprache eine Übersicht über die kriegerischen Geschehnisse, veranschaulicht das Gesagte durch kurze Beschreibungen verschiedener Kriegsmittel, Kartenentwürfe, Porträts und sonstigen Bildersmuck (127 Illustrationen) und schießt packende Schlachtenbilderungen in die Darstellung des Weltkrieges ein. Als vaterländisches Buch widmet es dem Kriege Österreich-Ungarns gegen seine Feinde den weitaus größten Raum. Es empfiehlt sich ferner durch den billigen Preis, durch die Siegeszuversicht, die aus seinen Zeilen leuchtet, und durch die vom christlichen Geiste durchwehte Erzählungsweise. „Das österreichisch-ungarische Weltkriegsbuch“, dessen zweiter

Teil bald nach Friedensschluß das erste Bändchen ergänzen und vervollständigen wird, verdient als Erinnerungsbuch an das jetzige große Weltgeschehen in den Büchererschrank eines jeden christlichen Hauses eingereicht zu werden.

Für die ganze Familie, für Vater, Mutter und Kinder eine prachtvolle Lektüre ist die reich illustrierte Monatschrift „Die christliche Familie“ mit der Beilage „Das gute Kind“. Zahlreiche Anerkennungschreiben loben den praktischen, lehrreichen und unterhaltenden Inhalt, zu dem die hervorragendsten Literaten der Gegenwart ihr Bestes beisteuern. Die Zeitgeschehnisse finden ihre Beleuchtung in jenem einzig klaren Lichte, das von dort ausgeht, wo der Glanz des Lumen de coelo sich in Benedikt XV. widerspiegelt. In keiner Familie soll dieser Hausfreund fehlen. Für den geringen Betrag von 3 K 60 h jährlich lehrt er allmonatlich bei Eltern und Kindern ein und bringt Freude und Segen mit. Zu bestellen Wien, I., Stephansplatz 6.

Katholische Missions-Propaganda. Inhaltsangabe der Oktober-Nummer: Das Rosenkranzgebete in Afrika. — Die Welt steht in Flammen. — Aus den Missionen: Kriegsfürsorge der Missionäre auf Sansibar. — Die Frelchre bricht sich Bahn. — Licht- und Schattenbilder aus dem Missionsleben während der Kriegszeit. — Der Bettler (Gedicht von R. M. L.). — Für die Kinderwelt: Aus dem Leben. — Was ist besser?

Illustrationen: Marianische Sobalinnen aus der Zambesi-Mission in Boroma. — Eine junge Matora (Sklavenrassse) in Madagaskar. — Eine Gruppe Katechisten aus dem Stamme der Hobas. (Madagaskar). — Eine Araberschule in Aegypten. — P. Wendlin, von den Vätern vom hl. Geiste, spendet zu Duella die hl. Taufe (Lunda-Reich). — Kathedrale des apostolischen Bistums von Gabun. — Im Bau begriffene Kegerhütte (Unyamwezi). — Der kleine Theodor im Basutoland. — „Hilfsmissionärinnen“ in der Propaganda-Abteilung beim Verenden der Zeitschriften.

Monatsblatt zur Weckung und Verbreitung des Missionsgedankens. Redigiert von Gräfin Ledóchowska. Verlag der St. Petrus Claver-Sobalität, Salzburg. Jährlicher Abonnementpreis 35 h. Man kann nicht weniger als 10 Abonnements per Post beziehen zu K 3 50 und ist dieser Betrag im voraus zu entrichten. Das Abonnement beginnt mit dem Monat der Einzahlung und gilt für zwölf Monate. Einzelnummer 5 h. Bestelladresse: St. Petrus Claver-Sobalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12, Wien, I., Bäderstraße 18, Mezz.

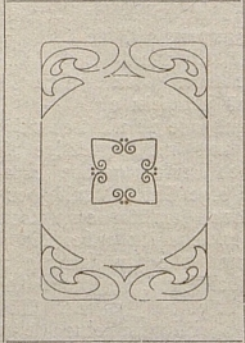
Der katholische Schulvereins-Kalender pro 1917 hat trotz des Krieges eine auffallende Verschönerung erfahren, sowohl im Außen wie im Innern. In dem reichhaltigen literarischen Teil begegnen wir außer den Repräsentanten des katholischen Schulvereines, Vize-Präsidenten Kanonikus Dr. Eduard Kraus und Generalsekretär Dr. Heinrich Hinner, gefeierten Größen, wie Sophie von Görres, kais. Rat Krahl, Gräfin Attems, F. Schröngamer-Heimdal, Baronin Bülow-Wendhausen usw. Die zahlreichen Illustrationen, größtenteils Originale, schmücken das Jahrbuch, dem auch heitere Beigaben nicht fehlen. Der wirklich ausgezeichnete Kalender ist um den Preis von 70 h, mit Postzulassung 80 h, zu beziehen durch den katholischen Schulverein, Wien, I., Stephansplatz 6.

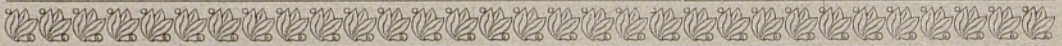
Benzigers Marientalender für das Jahr 1917. 25. Jahrgang. In mehrfarbigem Umschlag, mit Farbendruck-Titelblatt, über 96 Illustrationen,


worunter 5 Vollbilder, zweifarbigen Kalendarium, Wandkalender, Märkteverzeichnis, Preisrebus. 88 Seiten. 4^o. Preis pro Exemplar 75 Cents. = 60 Pfennig. Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G., Einsiedeln, Waldshut, Köln am Rhein, Straßburg im Elsaß.

Der 1917er Jahrgang von Benzigers Marienkalender gibt eingangs dem Sehnen der Völker nach Frieden in markigen Zügen Ausdruck und schildert Christus als den Kernpunkt jedes bauerhaften Völker- und Seelenfriedens. In der Erzählung „Ebelweiß“ tritt uns ein tragisches Schicksal, das die arme, aber arbeitame Familie eines Bergbauern betroffen, mit lebendiger Gewalt vor Augen. „Im Dienst“ verherrlicht den heroischen Edelsinn einer braven Dienstmagd, die ihrer Berufstreue das eigene Leben opfert. „Gottes Müh-

len“, eine ergreifende Detektivgeschichte, zeichnet das Walten der Hand Gottes über einer unschuldig Verurteilten und erwahrt den Spruch: „Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen“. Die tiefempfundene Skizze „St. Niklas backt“ wird bei jung und alt Gefühle süßer Kindheits Erinnerungen wachrufen. Mitten aus dem Leid und Kummer bringenden Völkerkrieg ist die Erzählung „Ein Frauenherz“ gegriffen. „Kriegsmann und Friedensstifter“, ein Jubiläumsartikel über den seligen Bruder Klaus aus der Schweiz, gewinnt in unseren Tagen doppeltes Interesse. Daneben sind verschiedene Aufsätze der praktischen Belehrung für Haushalt und Küche gewidmet. Ein stattlicher Kranz bedeutamer Bilder in wohlgelegener technischer Ausführung ziert und empfiehlt den Kalender bestens.

	<p style="text-align: center;">Klöstern und Instituten empfehlen wir für ihren Bedarf an</p> <p style="text-align: center;">Reis, Kaffee und Süßfrüchten</p> <p style="text-align: center;">die Firma Fof. Janausckek, Wien III :: Großmarkthalle ::</p>	
--	---	--



	
<p>Den Abonnenten der Studentenkreise wird außerordentliche Preisermäßigung gewährt.</p>	
❖❖	❖❖
